

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 2 (1929-1930)

Heft: 9

Artikel: Die Eltern - unsere Feinde

Autor: Benson, Elizabeth

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-851174>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die allgemein verbreitete Sucht nach Neuestem. Auch in diesem mag manch eine brauchbare Nummer enthalten sein — aber Kitsch ist auch genug darin. Damit kommt ein falscher Ton in unsern Schulgesang und in unsere Schülerkonzerte. Wir haben gar nichts dagegen einzuwenden, dass einmal ein grösseres „Schulstück“ zur Ausführung gelange. Dabei darf aber die Hauptsache, das Volkslied, nicht zurückgedrängt werden, wie es vielfach geschieht. Freilich, nicht jedes Volkslied eignet sich für die Schule, und wir wollen auch nicht dem wackern Pädagogen folgen, der dem Herrn Pfarrer zuliebe in dem bekannten Lied die Worte „Schäfer“ und „Schäferin“ so abänderte:

Kühner wird nun jeder Käfer,
Kühner jede Käferin.

Aber es bleibt genug edlen Volksgutes für die Schule übrig. Will man gelegentlich darüber hinausgehen, dann braucht man nicht vor klassischen Stücken zurückzuschrecken; denn klassisch und einfach schliessen sich nicht aus. Ich verweise auf die zwei im Staatlichen Lehrmittelverlag Bern erschienenen Hefte: Liedersammlung für schweizerische Mittelschulen und für Frauenchöre, Satz von Hans Klee, Heft 3, beim Herausgeber, Herrn Dr. W. Krieg, Unterseen.

In einer Richtung wird mehr Volksmusik getrieben als während Jahrzehnten: die Handorgel hat grosse Verbreitung gefunden. Warum sollte das nicht begrüsst wer-

den? Es ist gerade für einen Jugendlichen ein Glück, wenn er auf der Handorgel verschiedenes abreagieren kann. Ein Berner Lehrer hat ein Mundharmonika-Orchester gegründet und Konzerte gegeben. Auch das ist recht. Aber ich möchte wünschen: Lieber mehr singen; denn im Singen steckt mehr. Und wenn ein Instrument dazu gelegt werden muss, dann sollte es viel mehr die Laute sein. Da wäre ein neues Wirkungsfeld für den musikbeflissenen Lehrer. Wenn er sich ertüchtigte, einigen Schülern eine Einführung ins Lautenspiel zu geben und dann Gruppen bildete für Volksgesang, mit je einem Lautenspieler, wer weiss, ob er nicht damit das Singen wieder mehr in die Familie brächte? Ueberhaupt zur Selbständigkeit im Singen führen durch Einzelsingen, durch Fähigmachen, eine einfache Melodie nach Noten singen zu lernen — darauf kommt es an. Wie man schön singt, das muss der Lehrer dann zeigen.

Zur vorläufigen Einführung in TD dienen zurzeit: Agnes Hundoeffer, Leitfaden der Tonika-Do-Lehre; von derselben Verfasserin: Uebungsbuch zum Leitfaden der TD-Lehre, beide im Verlag des Tonika-Do-Bundes, Alte Döhrenerstrasse 91, Hannover, zu beziehen durch jede Buchhandlung. Diese kleinen Schriften geben aber nur das Gerippe der Methode. Ihren Geist kann man nur unter sachverständiger Leitung erfassen, am besten in Einführungskursen oder mindestens durch einen ergiebigen Schulbesuch bei einem bewährten TD-Praktiker.

Die Eltern — unsere Feinde.

Von Elizabeth Benson, New York.

Wahrscheinlich wurde keine Jugend für ihre Haltung gegen Eltern und andere Mitglieder der alten Generation so verurteilt wie die heutige. Die Beschuldigung, dass sie keine Achtung vor dem Alter habe, keine Ehrerbietung vor den Eltern, wurde erhoben und oft und scharf wiederholt. Man schlinge nicht mehr Lorbeer um die heiligen Stirnen von Vater und Mutter usw.

Trotz allem glaube ich, dass zwischen uns Jungen und den Alten, die uns das Leben gaben, mehr wahres Verständnis besteht als je zuvor. Wir verstehen unsere Eltern besser, als diese seinerzeit ihre Eltern verstanden. Es ist wahr, dass Kriecherei, äusserliche Achtung und sonstige Tugenden, die im Verhältnis unserer Eltern zu ihren Eltern bestanden, dahingeschwunden sind. Man sagt, vor zwanzig Jahren hätte keine ledige Frau gewagt, gegen den elterlichen Willen anzugehen. „Wenn meine Mutter ‚Nein!‘ sagte, blieb es dabei, und ich fügte mich!“ Das ist ungefähr die Art, in der man uns die Legende erzählt. Heiratete das Mädchen früh, dann durfte es sich einen eigenen Willen leisten, nicht eher. Wieviele Jungens sind mit 15 oder 16 Jahren ausgerissen, wenn sie nur einigermassen Mut besaßen. Aber der kernhafte Junge, der so handelte, sagt später zu seinem widerborstigen Sprössling: „Ich hab’ meinem Vater nie widersprochen, der hätte mir die Haut abgezogen. Und recht hätte er gehabt!“

Die neuzeitliche Kindererziehung, die — wie ich schon früher sagte — zu einer Modeangelegenheit wurde, trug viel zur Befreiung von den Fesseln bei, die das Kind in einer Art Sklavenverhältnis hielt. Ist der Sklave einmal frei, dann gibt es für ihn keinen unbedingten Gehorsam mehr. Man forderte uns auf, den Eltern zu vertrauen, sie mehr zu lieben als zu fürchten. Aber die rosigen Träume der Optimisten, die so wunderschön über das ideale Verhältnis von Eltern und Kind schrieben, wurden nie verwirklicht. Das ist auch ganz natürlich, denn der Schritt zu einem menschlichen Verhältnis war viel bedeutungsvoller. Es ist möglich, dass wir einmal als Eltern halbwüchsiger Buben und Mädchen noch weiter gehen werden. Wir werden durch die Pionierarbeit unserer Väter und Mütter gewonnen haben; hoffentlich vergessen wir dann nicht die Gefühle unserer eigenen Jugendzeit. Aber ich bezweifle das — ich gebe es ungern zu. Zum alten Geschlecht gehörte immer Vergesslichkeit, immer bestand es darauf, seine eigenen Tugenden zu verherrlichen und seine Fehler zu verkleinern.

Sprechen wir jedoch von der Gegenwart. Die Eltern sind uns nicht mehr Idealgestalten: unfehlbare, brave, kluge Wesen. Sie lüfteten selbst ein Zipfelchen des geheimnisvollen Schleiers, der Erwachsene vom Kinde trennt. Und wir haben ihn dann vielleicht ziemlich ungestüm ganz weggerissen. So kam es, dass die derb daherredenden, raufenden und spielenden Söhne

und Töchter heute sehr kühl, sehr kritisch, aber verständnisvoll auf ihre Eltern blicken und sich ihre eigene Meinung bilden. Man wäre geradezu erstaunt, wenn man wüsste, wie inbrünstig wir Wertvolles entdecken möchten, etwas, das wir achten, ja verehren können. Wir sind unerfahrene, brave, steuerlose kleine Schiffe. Wie gerne möchten wir etwas Gutes, Starkes werden! Unsere Achtung verweigern wir nur solchen Menschen, die sie nicht verdienen, seien sie nun unsere Eltern oder nicht. Die heutige Jugend geht mit dem Lorbeerkrantz sparsam um und macht keine Gedichtchen mehr über Heim und Mutter in der Art wie „Home, sweet home!“ Nicht jede Mutter ist eine Madonna. Ein Kind aber, das so glücklich ist, achtungs- und liebenswerte Eltern zu besitzen, wird dankbar und vertrauend zu ihnen aufschauen, das glaube ich ganz fest.

Die Mutter, der alles, was sie begann, fehlschlug: Heirat, Kindererziehung, Haushalt, die neue Stellung im Staat, für die ihre Schwestern kämpften, ist es, die sich laut und bitter beklagt, ihre Kinder hätten keine Achtung vor den Eltern. Und dann führt sie gerne das Sprichwort an vom undankbaren Kind und von der Schlange, die sie am Busen nährte. Der Vater, der Frau und Kind kaum ernähren kann, der sich von anderen Männern herablassend behandeln lässt, der mit der Frau seines Nächsten flirte, ist alles andere, nur kein gutes Beispiel; aber seine Kinder schelten, das kann er.

Ein hoher Newyorker Geistlicher hielt vor einiger Zeit eine ganz scharfe Predigt, die von der Kanzel weg durch das Mikrophon in Millionen Familien verbreitet wurde. Man hörte zu und nickte Beifall. Das Thema lautete: „Die wachsende Kluft zwischen Eltern und Kindern“. Mit leidenschaftlichem Ernst wurde die Rückkehr der „guten, alten Zeit“ gefordert, in der man die Kinder noch mit eiserner Hand beherrschte. Aus seiner eigenen Jugendzeit führte er viele rührende, wahrscheinlich sehr verklarte Geschichtchen an, die sein Verhältnis zu den „verehrten“ Eltern erläutern sollten.

Ich glaube, dass die meisten jungen Menschen, die diesem Gerede unglücklicherweise zuhören mussten, eine lange Nase drehten. Die Predigt veranlasste aber einige sehr anregende Besprechungen innerhalb unserer College-Gemeinschaft, deren Hauptpunkte ich hier niederschreiben will. Man betrachte sie als die tatsächliche, ernsthafte Ansicht der heutigen Jugend.

Wir fragten uns: „Gibt es eine wachsende Kluft zwischen Eltern und Kindern? Ist es nicht immer die gleiche alte Mauer, die ein aufsteigendes Geschlecht vom absteigenden trennt?“ In der Regel liegen zwischen beiden 25 Jahre — ein Vierteljahrhundert!

Fünfundzwanzig Jahre — nein, sagen wir lieber ein Vierteljahrhundert, das klingt schrecklicher — ist mehr als nur ein Zeiteinschnitt, wenn er zwei Menschen trennt. Es ist die halbe Lebenszeit, eine ungeheure Spanne, die die schönsten Jahre unserer Eltern umfasst. Der 45jährige Vater eines 20jährigen Sohnes hat ein volles Vierteljahrhundert gearbeitet und seine Hörner abgestossen, hat geheiratet und einen grossen Teil seiner Knabenzeit vergessen, oder mit dem sentimental, goldenen Schein verklärt, mit dem vergangene Jugend so gerne umgeben wird. Der Beruf brachte Erfolg und Misserfolg.

All dies erlebte er zusammen mit seiner Frau, die ihn zwar nicht mehr so in Glut versetzt, die ihn aber versteht und ihm ein mitfühlendes weibliches Herz darbringt. Ich spreche jetzt natürlich nur von den netten Durchschnittsmenschen unter den Eltern und nicht von den verhassten Wesen der alten Generation, die in einem andern Kapitel besprochen werden.

Dieser nette Vater kümmert sich nicht mehr um die schlaffen Muskeln überm Magen und versucht nur noch mit halbem Herzen der Kahlheit mit den Mitteln zu Leibe zu gehen, die eine rege Reklame in den Untergrundbahnen anpreist. Er

erkannte den Wert des Geldes, ärgert sich über die steigenden Lebenskosten und hält sich für einen wichtigen Staatsbürger, der an der Politik des Landes persönlich beteiligt ist. Dann beschäftigt er sich oberflächlich mit sozialer Wohlfahrt, steuert zu Armenanstalten bei, zahlt seinen Anteil am Pfarrgehalt — auch wenn er die Kirche nicht zu oft besucht. In kurzer Zeit ist ein gediegener, vollgewichtiger Bürger fertig. Aus den Untiefen und Sandbänken der Jugendzeit hat er sein Schifflein herausgesteuert, und nun hofft er ruhig und heiter in die weite anmutige Bucht der besten Mannesjahre segeln zu können.

Seinen widerspenstigen 20jährigen Sohn mustert er mit fremden, verwirrten Augen. Und im ehelichen Schlafgemach hält er Vorträge über die Nachgiebigkeit der Mutter, die mit ihrer unerträglich frechen, müssigen, jugenhaften Tochter nicht fertig wird.

Im geheimen aber ist er nicht wenig stolz auf die sportlichen Erfolge seines Sprösslings und prahlt bei Klub- und Geschäftsfreunden mit der körperlichen Tüchtigkeit seines Sohnes. Redet er aber mit dem Sohn selbst, so sieht es etwa so aus:

„Hör' mal, junger Mann! Mit dir muss ich ein Wörtchen reden. Was zum Teufel denkst du dir eigentlich, wenn du in der Frühe um drei heimkommst? Du weisst doch, dass deine Mutter nicht schlafen kann, wenn ihr nicht daheim seid. Und der Meilenzähler zeigt auch, dass du letzte Nacht mit meinem Wagen 68 Meilen herumkutschierst bist! Mich würde es ja wundern, wenn du überlegt hättest, dass jede Meile 6 Cent kostet, aber es ist gerade, als rede ich an eine Wand hin. Da geht genau so viel hinein wie in deinen dicken jungen Schädel. Auf den Bäumen wächst kein Geld! In deinem Alter hatte ich von Taschengeld keine Ahnung. Aber in Freemans Eisenladen habe ich gearbeitet für acht Dollar in der Woche. Vor dem Frühstück trug ich Zeitungen aus, damit ich mir im Jahr zwei halbwegs anständige Anzüge leisten konnte. Ich möchte bloss wissen, wann du dich endlich einmal auf die Arbeit werfen und deinen Unterhalt selbst verdienen willst. Ich hab's verdammt satt, deine Schulden zu bezahlen.“

Und noch etwas! Bennet sagte mir, dass er dich mit seiner Tochter erwischt hätte, wie ihr aus einer Flasche getrunken habt. Ihr scheint euch überhaupt wie Südseesulaner zu benehmen. Pass jetzt auf, Bursche, damit du alles richtig verstehst: Wenn du dir einbildest, so einen kurzhaarigen kleinen Vampyr wie dieses Gör zu heiraten, dann siehst du von mir keinen Cent! Keinen einzigen Cent! Nein, mein junger Herr, du bist jetzt alt genug und könntest schon einen Funken Verantwortungsgefühl im Leibe haben. Hast du es nicht, dann kannst du ja mit deinem Schädel so lange gegen die Mauer rennen, bis du es lernst!“

So sieht das „offene Wort“ ungefähr aus. Der Junge macht gar keinen Versuch, diesen leidenschaftlich bewegten, väterlichen Redestrom zu unterbrechen. Ein- oder zweimal sperrt er den Mund auf, wie ein nach Luft schnappender Fisch, und quetscht ein gelangweiltes „Was soll das alles?“ heraus, eine Bemerkung, die den Vater einfach wild macht. Sobald als möglich fährt der Junge aus dem Haus wie ein von der Kette losgelassener Hund. Seine fauchende Wut auf den „alten Herrn“ kühlt sich erst ab, wenn er unter seinen Altersgenossen ist.

Vater und Sohn berichten über diesen Krach ihren Bekannten gegenüber ganz entgegengesetzt. Der Vater: „Heut' hab' ich's mal meinem Jungen gut und offen gesagt und erwarte, dass er sich's zu Herzen nimmt. Er ist ja ein guter Kerl, lügt nicht, stiehlt nicht, trinkt sich nicht toll und voll wie die andern Lausejungen, aber hängen will ich mich lassen, wenn ich dieses Jungzeug verstehen soll.“

Verschwender und Müssiggänger sind's! Denken über gar nichts unter der Sonne nach und haben es doch gut dabei! Tanzen, trinken, flirten — ach, Bennet, als ich zwanzig war, hätte ich mir einmal erlauben sollen, bis drei Uhr morgens

mit einem Mädel herumzuziehen und dann heimzukommen und nach Whisky zu riechen! Mein Vater hätte mich bis aufs Blut geprügelt. Wäre ich dann auf dem Schützenfest nicht Erster geworden, dann hätte mich die Familie meiner Braut aus der Stadt rausgeschmissen. Ja, mein Lieber, der Junge muss parieren, wenn er vom College kommt, oder ich sperre ihm den Wechsel! Keinen Fuss darf er mehr ins Auto setzen!“

Der Sohn, aus Zeitmangel weniger wortreich — Dutzend Dinge müssen noch getan werden! — schildert den Fall etwa so: „Mein alter Herr hat mich heute gehörig zusammengestaucht. Ich konnte nicht mal ‚ja‘ oder ‚nein‘ oder ‚Gott segne dich‘ sagen. Wenn er nicht gerade am Leitstrick zieht, ist er ja ein guter alter Knabe; aber mit ihm reden kann ich nicht. Manchmal macht mich das ganz elend. Altwerden, ausgeschaltet sein ist doch eine ganz niederträchtige Sache.“

Nun denkt der Vater, er hätte einen ersten Verständigungsversuch gemacht. Dabei hielt er dem Sohn doch bloss seine tugendhafte und sparsame Jugend als Muster vor, pochte auf seine väterliche Macht und rasselte geschäftig mit der Kette, die mehr oder weniger jedes Kind trotz neuzeitlicher Kindererziehung immer noch an die Eltern fesselt. Anstatt aber den Abgrund zu überbrücken, hat er ihn vertieft und dem Jungen zum Bewusstsein gebracht, dass dieser Zustand nicht nach dessen Wunsch ist, sondern einen Zwang bedeutet, den er so gelassen wie möglich ertragen muss. Wollen die Eltern wirklich wissen, wie es ihren Kindern zumute ist, dann soll es hier gesagt werden: Sie hassen es, Kinder zu sein. Für die meisten ist es keine besonders glückliche Zeit, weil sie zu wenig als Menschen behandelt werden. Man erlaubt ihnen keine eigenen Gedanken und Handlungen. Von der Wiege bis zum Schulschluss stehen sie unter Aufsicht. Sie beginnt morgens beim Aufstehen und endet, wenn man abends in die Betten kriecht. Vater und Mutter betrachten den Tag als verloren, an dem sie dem Kind nicht ein rundes Dutzend nichtssagender Bemerkungen an den Kopf werfen können.

„Das musst du alles aufessen, sonst siehst du keinen Nachtisch! Hafermehl ist gesund für euch heranwachsende Kinder. — Nimm doch um Himmels willen die Ellbogen vom Tisch. Wenn ich's einmal sage, gilt's für immer. — Weshalb lässt du denn schon wieder den Kopf hängen? Kannst du denn nie mit guter Laune aufwachen? — Gestern fand ich in deinem Bett einen Detektivschmöker. Sollte ich so etwas noch einmal erwischen — ich habe dir doch die schönen Harvard-Klassiker gekauft! — John, nimm die Schultern zurück! Der Kerl sitzt wie ein Buckliger da. Ich möchte bloss wissen, was deine Lehrer denken, wenn sie eine so faule Haltung sehen. Du wirst noch die Schwindsucht oder Rückgratverkrümmung kriegen. — Nach der Schule kommst du aber gleich heim! Ich kann's nun mal nicht ausstehen, dass du immer noch lange auf der Strasse herumlummeln musst! — Bring auch mal zur Abwechslung ein oder zwei Schulbücher mit! Ich sehe dich überhaupt nie lernen. Dein schlechtes Zeugnis ist ja auch kein Wunder!“

Ein Riss? Nein, ein grosser tiefer Abgrund trennt diesen Knaben von seinen Eltern. Ebenso schlimm ist es, wenn die Mutter gefühlvoll wird und die Arme um den steifen kleinen Körper legt.

„Du liebst doch deine Mutter? Oder liebst du sie nicht mehr? Mutter tut doch alles für dich! Sie denkt Tag und Nacht nur an dich! Sie möchte doch alles wissen, was ihren kleinen Sohn beschäftigt, alle seine Gedanken und Wünsche, auch seine Schularbeiten. Willst du mir denn nicht ein wenig mehr vertrauen? Mutter will doch ihrem Sohn ein richtiger Kamerad sein!“

Der Bub wird schneller weich, als man glaubt, und erzählt widerstrebend, stockend von seinem Schultag — ein Tag, der für ihn meistens unendlich ereignisreich ist. Seine Mutter hört abwesend zu, tätschelt ihm gelegentlich den Kopf, aber

plötzlich stösst sie auf etwas herab, dessen Offenbarung gefährlich ist. Das könnte der Junge aus Erfahrung wissen!

„Du darfst doch deiner Lehrerin nicht widersprechen! Liebling, wie oft schon sagte dir Mammi, du sollst nicht vorlaut sein! Die arme Lehrerin arbeitet so schwer für euch undankbare Kinder, und ihr macht Unsinn hinter ihrem Rücken. Versprich mir, dass du von jetzt ab lieb zu ihr sein willst, versprich's deiner Mutter!“

Den Streich, den sein weiches Herz ihm spielte, wird der Knabe nicht mehr vergessen. In Zukunft erzählt er nur noch das Kürzeste und Unschuldigste seiner täglichen Erlebnisse. Fast jedes Kind weiss, dass es die Eltern mit einem offenen, genauen Bericht seines Tageslaufs unvermeidlich langweilt, vorausgesetzt, dass es nicht unvorsichtigerweise Tadel auf sich herabzieht. Die meisten Eltern können einen Streich ihres Sprösslings nicht mit Humor und Verständnis aufnehmen, ausser wenn das Kind als Tugendheld glänzt. Entweder wird der Bub ausgezankt oder muss eine zuckersüsse Predigt über sich ergehen lassen, mit dem Kehrreim: „So benimmt sich kein kleiner Gentleman!“ oder „So benimmt sich keine kleine Dame!“ Als Würze werden kleine Geschichten von der eigenen Vollkommenheit eingestreut.

Je älter das Kind wird, desto vorsichtiger wird es auch. Immer seltener öffnet es sein Inneres, es hat erfahren, dass nur seine Untaten beachtet werden — unliebsam beachtet werden, weil sie sozusagen ein Nagel sind, an den man eine Standrede hängen kann. Sein harmloses, aber für ihn so wichtiges Tun quält die Eltern, selbst wenn beide artig lächeln und ermutigen: „Erzähle uns alles, Liebling!“ Der kleine Pechvogel, der durch einen unvorsichtigen Bericht den elterlichen Zorn beschwor, steigert sich in ein zurückhaltendes, verschlossenes Jünglingsalter hinein, erzählt überhaupt nichts mehr, und die Eltern klagen, er behandle sie wie fremde Menschen. Sie tun doch alles für ihn, schaffen ihm ein gemütliches Heim, geben ihm ein Auto und reichliches Taschengeld und mehr Anzüge in einer Saison, als der arme Vater fürs ganze Jahr besass. —

Väter und Mütter pochen auf die Erfahrung und Weisheit des Viertelhjahrhunderts, das sie von ihren Kindern trennt. Wie sagt doch die Mutter zu ihrer Tochter? „Höre auf deine Mutter! Sie weiss es doch am besten! Mutter kennt alle Gefahren und Fallen, die ein junges Mädchen umgeben!“

Und dann ergeht sie sich in dunkeln Andeutungen dieser Fussangeln, redet aber nur selten mit der unbedingt nötigen Offenheit, die z. B. die sexuelle Frage endgültig aufklärt. Das junge Mädchen will Tatsachen. Die Schamröte auf Mutters Wange hat ihre Neugier gereizt; aber alles, was sie erfährt, sind unklare, in altväterliche Plattheiten und Spruchweisheiten gehüllte Warnungen und Predigten.

Ein Vater, der zu seinem Sohn sagt: „Warum glaubst du mir nicht! Ich weiss doch Bescheid, Junge, und ich versichere dir, es stecken nur Herzweh und Enttäuschungen dahinter!“, ersetzt das, was sein Sohn aus eigenem Erleben erfahren sollte, durch Kenntnisse aus zweiter Hand. Und in ähnlicher Weise wird vielleicht ein unberatenes, energieloses Mädchen aus Furcht und Schwachheit das Leben an sich vorüberlassen und Heirat und Mutterschaft verpassen. Es ist wohl möglich, dass ein eingeschüchterter Junge sich mit den Auskünften des Vaters begnügt, obgleich es für jeden einzelnen ebenso interessant wie gefährlich ist, das, wozu der natürliche Instinkt hindrängt, auf eigene Faust zu versuchen. Die meisten jungen Leute ziehen es jedoch vor, Erfahrungen aus erster Hand zu sammeln. Lieber verbrennen sie sich die Finger, als irgend eine Gelegenheit dieses herrlichen Lebensabenteuers ungenützt vorübergehen zu lassen. Ein vorlauter Vertreter der jungen Generation sagt vielleicht: „Ach, red' doch nicht, Vater! Du hast das alles mitgemacht, warum soll ich nicht auch?“

Die Erkenntnis, dass die harterworbenen Erfahrungen der Eltern keine Brücke zu den Kindern hinüberschlagen, wird für

jene immer eine Tragödie sein. Die jungen Menschen haben sich zu allen Zeiten heiss auf das Leben gestürzt und werden es immer tun. Der kluge Vater rüstet seinen Sohn so gut wie irgend möglich aus und erklärt ihm seinen Körper, damit der Junge seine Ernte an Erfahrungen stark und gesund einheim-

sen kann. Die kluge Mutter gibt der Tochter ernste, praktische Tatsachen mit auf den Weg, entlässt sie ins Leben und vertraut dem Charakter des Kindes. Und das kann sie, wenn sie selbst ein gutes Beispiel gegeben, ein Vorbild gelebt hat, dem die Tochter nachzueifern wünscht!

Die pädagogische Weltkonferenz in Helsingör.

Erinnerungen und Bemerkungen von Dr. Elisabeth Rotten, Dresden.

Die fünfte ihrer Art — wenn wir den Rahmen, die Leitung und ein einheitliches Wollen nehmen, einig nicht in einem Dogma, sondern sehr tief in einer gemeinsamen geistigen Haltung der tragenden Persönlichkeiten gegenüber dem Leben — und jede doch wieder anders als die vorhergehenden, weil der Hintergrund der verschiedenen Gastländer, die wachsende Zahl der Teilnehmer, vor allem aber die geistige Bewegtheit, die ein intensives Zusammensein innerlich aufgeschlossener, Ueberpersönliches suchender Menschen zwei Sommerwochen hindurch mit sich bringt, jeder solchen Tagung ihr eigenartiges, unwiederholbares Gepräge geben.

Es ist darum kaum möglich, von Helsingör zu berichten, ohne doch ein wenig zurückzublicken, wie die Bewegung gewachsen ist, die sich so von zwei zu zwei Jahren zugleich Rechenschaft gebend und weitersuchend manifestiert; und es kann nicht davon gesprochen werden, ohne den Blick vorwärts zu richten, wieviel noch zu tun ist und wo die nächsten und wesentlichsten Aufgaben liegen.

Ist es schon an sich nicht möglich, auf ein paar Seiten ein einigermaßen gerundetes Bild dessen zu geben, was sich geistig und menschlich zwischen zweitausend aus 45 Ländern der Welt zusammengeströmten Erziehern in Sammlung und Zerstreuung, in Erfahrungsaustausch und gedanklicher Kontroverse, in Spannung und Widerstreit und in Beglückung über tiefe Uebereinstimmungen abgespielt hat, so ist dies der, die dies schreibt, doppelt verwehrt, weil sie, gleichsam hinter Kulissen stehend, zwar wohl mehr vom Ganzen wahrnahm als die meisten, sich aber für jeden Organisationsfehler, jede Unstimmigkeit, jedes Versagen mitverantwortlich fühlte. Hätte ich, eben heimgekehrt, diesen Bericht abzufassen versucht, so hätte ich vielleicht nicht viel Gutes zu sagen gewagt.

Die Bilder, die heute vor mir aufsteigen, sind nun nicht mehr, oder doch nicht im Vordergrund, die unserer Organisationskomitees, wo man den täglichen Eingang an telegraphischen und brieflichen Absagen von Referenten ausbalancieren, andern wieder Genugtuung verschaffen musste, weil sie sich übergangen fühlten, wo man Rat suchte, weil in dieser Gruppe die Uebersetzung nicht klappte (ein Hauptübel während der ganzen Tagung), in jener der Saal nicht ausreichte, in einer andern der Eifer der Beteiligten eine Ausdehnung notwendig machte, die so und so viele Verschiebungen nach sich zog und wieder in einer andern der Gruppenleiter ohne Absage einfach nicht erschienen war — wo die Notizen für die tägliche Konferenzzeitung nicht rechtzeitig einliefen, sich unserer Kontrolle entzogen und Berichtigungen und Entschuldigungen erforderten — wo Quartiernöte, Unzufriedenheit mit den Mahlzeiten und Klagen über lokale Verhältnisse oft wie ein Wirbelwind über uns herfuhren und es sich dann, wenn man gewissenhaft alles

Anmerkung: Wir verdanken die eingeschalteten Bilder führender Pädagogen der Helsingör-Konferenz dem Entgegenkommen von M. Mackenzie, Red. der Zeitschrift „The New Era“, London.

untersuchte, plötzlich fand, dass man nur im ersten Schrecken geklagt und dass alles sich friedlich geklärt oder doch annehmbar geregelt hatte....

Die kleinen Dinge und Vorkommnisse, die für den Zusammenklang zu einem Ganzen zu ihrer Zeit wichtiger wa-



Dr. Ovide Decroly

Professor für Kinderpsychologie an der Universität Brüssel.

ren, als es dem Aussenstehenden wahrscheinlich sein wird, treten heute zurück. Was sichtbar wird, was lebendige Kraft erlangt, ist eine trotz allem klare Linie, die von einer Tagung in die andere geführt hat, ist der Widerklang in gedruckten Berichten, der Nachhall aus zahllosen Tiefen einzelner Teilnehmer und die Auswirkung, die in der Arbeit verschiedener, in Helsingör zusammengetretener Fachgruppen und Kommissionen einzusetzen beginnt. Das Bild, das sich auch meinem innern Auge mehr und mehr verdichtet, ist nicht mehr das meine allein, darf es nicht sein, sondern baut sich auf aus Zügen, die als starke gemeinsame Erlebnisse alle berechnete und natürlich weiterbestehende Kritik durchleuchten und sie schliesslich dennoch überstrahlen.

Es sei darum erlaubt, kurz zusammenzufassen, was manchem Leser dieser Blätter bekannt sein mag, der mit uns in Locarno war, als im Pestalozzi-Jahr die Schweiz uns gastlich aufnahm: wie im August 1921, eingeladen von einer kleinen, stosskräftigen Gruppe aus England — THE NEW EDUCATION FELLOWSHIP — sich in CALAIS Erzieherpersönlichkeiten aus etwa 8 Ländern — keine 100 im Ganzen, und die meisten Engländer — zusammenfanden mit der ebenso kühnen wie bangen Frage: ist es möglich, dass nach der Zerreissung aller Bande im Weltkrieg DAS KIND — unsere Liebe zum Kinde,